

# Beilage z. „Wildbader Chronik.“

Nro. 35.

Donnerstag, den 23. März 1905.

40. Jahrgang.

## Mandschau.

Stuttgart, 20. März. Die Versicherungsanstalt Württemberg, welche im Monat April d. J. mit dem Bau einer für weibliche Versicherte bestimmten, zunächst auf etwa 130 Betten berechneten Lungenheilstation bei Volsternang am Fuße des „Schwarzen Grates“ beginnt, hat in den letzten Tagen weitere Grunderwerbungen gemacht. Zu den früher schon angekauften 2 kleineren Bauernhöfen und einer einfachen Sägmühle ist noch ein anderes Anwesen, bestehend aus 2stöckigem Wohnhaus, Scheuer, Stallung und 8 Morgen Wiesen angekauft worden. Außerdem wurden noch ca. 6 weitere Morgen Wiesen und Weide erworben. Die Versicherungsanstalt ist damit in den Besitz eines zusammenhängenden Areals von ca. 53 Morgen gekommen, das das ganze 800 Meter lange Tal vom Ueberruhof, der eigentlichen Baustelle, bis zum Pfarrdorf Volsternang umfaßt. Die gesamten Grunderwerbungskosten belaufen sich auf rund 58000 Mk. Der vorgesehene Bauaufwand beträgt ungefähr eine Million.

— Hinsichtlich der durch die Betriebsmittelgemeinschaft zu erzielenden Ersparnisse wird von sachverständiger Seite festgestellt, daß die gesamte Ersparnis auf 12 Millionen Mark berechnet werden könne. Auf Württemberg angewendet ergebe sich bei rund 100 Millionen Achskilometern Leerläufe der Güterwagen durch die Betriebsmittelgemeinschaft eine Ersparnis von 300 000 Mk., wozu dann noch die Ersparnis auf 18 Uebergangsstationen und beim Wagenkontrollbureau mit etwa 10 000 Mk. treten würde. Ebenso hoch dürfte die Ersparnis zu tagieren sein, welche die gemeinsame Unterhaltung der Fuhrparks, die Beschaffung der neuen Fahrzeuge nach einheitlichem Bau und der billigere Bezug der Betriebs- und Werkstattmaterialien im Gefolge haben. Uebrigens wird in den ersten Jahren der Betriebsmittelgemeinschaft von einem greifbaren Ueberschuß wohl nicht die Rede sein können, da anfänglich für die Gemeinschaft, so viele eigene Bedürfnisse, insbesondere die allmähliche Verbesserung und allmähliche gleichmäßige Ausgestaltung des Fuhrparks zu befriedigen sind, so daß hierdurch der Gewinn wohl nah zu aufgezehrt werden wird. Die Wohltaten, die aus der Gemeinschaft auch für die Staatsfinanzen erwachsen, werden also, wie von sachmännlicher Seite festgestellt ist, erst nach Verlauf von 5 bis 10 Jahren in die Erscheinung treten.

— Eine würdige Schillerfeier begehrt die Stadt Berlin, indem sie beim Festaktus zu Schillers 100. Geburtstag in allen städtischen Schulen an sämtliche Schüler der Ober- und Mittelklassen ein künstlerisch ausgestattetes Jubiläumssbuch verteilt. Es wurde dafür die „Schillerausgabe für Deutschlands Jugend“ herausgegeben von der Literarischen Vereinigung des Berliner Lehrervereins, gewählt, ein Buch, das alle für die Jugend geeigneten Gedichte Schillers in sich vereinigt. Die Auswahl der Gedichte ist illustriert durch eine größere Anzahl Bilder von Franz Stassens Meisterhand. Als Einleitung ist dem Werk eine kurze Schillerbiographie aus der Feder des bekannten Schillerforschers Schulrat Dr.

Jonas vorangestellt. Die Stadt Berlin bestellte für den erwähnten Zweck 115 000 Exemplare des Buchs, das im Verlag von Fischer und Franke zu Düsseldorf erscheint.

London, 19. März. Aus Birmingham wird ein großer Juwelenraub gemeldet, dessen Opfer ein deutscher Diamantenhändler namens Glattaneer ist. Er büßte einen Sack mit Diamanten ein, der 200 000 Mk. wert sein soll. Glattaneer betrat mit einem Freunde zusammen eine Apotheke, um nach einem deutschen Rezept eine Arznei anfertigen zu lassen. Während er mit dem Apotheker darüber verhandelte, legte er den kleinen Ledersack, der die Diamanten enthielt auf einen Stuhl neben sich. Eine Minute später trat ein Herr ein, der eine Kleinigkeit kaufte. Während er bedient wurde, erschien ein anderer Herr, der einen Sack in der Hand trug, der genau so aussah, wie der Beutel mit den Diamanten. Auch er verlangte etwas und legte dabei seinen Sack auf denselben Stuhl, auf dem der Diamantenbeutel lag. Mittlerweile kam der erste Käufer zurück, um seinen Pulvern, die er gekauft hatte, noch etwas hinzuzufügen zu lassen, und der zweite Käufer verschwand während dessen, nachdem er sich zuvor nach dem Weg zur Station erkundigt hatte. Einige Minuten später machte Herr Glattaneer die unangenehme Entdeckung, daß der braune Beutel, der auf dem Stuhl zurückgeblieben war, nur einige Papierfetzen enthielt. Ein Versuch, den Dieb auf dem Weg nach der Bahn zu fassen, war erfolglos. Glattaneer ist ein Mitinhaber der Firma Glattaneer Brothers.

Moskau, 20. März. Ein neuer Skandal in Verbindung mit dem Roten Kreuz ist aufgedeckt worden. Es wurde festgestellt, daß mehrere Beamte die Frachtscheine für die freie Beförderung von mildden Gaben für das Rote Kreuz an Kaufleute verhandelten. Infolgedessen blieben die Gaben für das Rote Kreuz liegen und wurden unterschlagen, während an ihrer Stelle dank Kaufmannsgüter nach der Mandschurei befördert wurden, die sonst nicht zum Transport angenommen worden wären. Der Umfang dieser neuen Schwindereien ist noch nicht bekannt. Einer der schuldigen Beamten ist bereits überführt und aus dem Dienst entlassen worden.

## Vermischtes.

— Eine starke Zunahme der Haifische ist im adriatischen Meer festgestellt worden. Die Seebehörde in Triest hat nun an alle Seesanktionsstellen einen Erlaß hinausgegeben, der die Jagd nach Haifischen fördern soll, indem Preise für die Beute ausgesetzt werden. In dem Erlaß heißt es unter anderm: Für jedes Exemplar von Haifischen, welcher Art immer (ausgenommen die genießbaren), wird eine Belohnung ausgesetzt, und zwar 1—5 m 10 Kronen, über diese Länge 20 Kronen, für besonders große Exemplare werden 50 Kronen bezahlt. Für die Erlegung der menschenfressenden Arten werden Prämien von 40—1000 Kronen per Stück ausgesetzt.

(Ein Millionär, der arm gestorben ist.) Carnegies Anschauung, daß es eine „Schande“ wäre, reich zu sterben,

scheint unter seinen amerikanischen Kollegen Anhänger zu finden. Wie aus Newyork berichtet wird, ist „Uncle Stevie“ Roath aus Norwich, Connecticut, ein reicher, aber geiziger Junggeselle, im Alter von 76 Jahren gestorben, nachdem er sein ganzes Vermögen von 8 000 000 Mk. an seine Verwandten verteilt hat. Er sagte rühmend von sich, er hätte in jedem Jahr seines Lebens etwas erspart, selbst damals, als er 24 Mk. wöchentlich verdiente. Vor einiger Zeit verteilte er unter die 5 Kinder seiner Schwester 4 000 000 Mk. „Ich zog alles Geld zusammen“, sagte er, „und rückte dann plötzlich damit heraus. Dann wartete ich ab, was sie mit dem Geld beginnen würden. Eine Bedingung hatte ich nicht gestellt; ich wollte sehen, ob sie es zum Fenster hinauswerfen würden.“ Augenscheinlich aber gingen die Verwandten sehr gut mit dem Geld um, denn vor einem Monat schenkte er ihnen den Rest seines Vermögens im Betrag von weiteren 4 000 000 Mk. Er sagte, er wolle „arm sterben“, wie Carnegie es geraten habe. Roath hatte sein Vermögen durch Getreide- und Viehhandel verdient. Obgleich er gegen seine Verwandten so freigebig war, handelte er doch mit jedem Droschkentischer um das Jahrgeld und wohnte in billigen Hotels.

(Auch aus einer „kleinen Garnison“.) In der heeresfeindlichen Presse wird bekanntlich jeder Fall einer Soldatenmißhandlung in ungebührlicher Weise aufgebauscht und verallgemeinert, selbstverständlich weniger aus Sorge um des Heeres Lückigkeit, sondern um die Groschen derer einzuheimsen, die nur derartiges lesen wollen. Umso mehr darf man sich freuen, wenn aus gelegentlichen kleinen Vorkommnissen hervorgeht, daß jenes Vertrauensverhältnis nicht ganz rettungslos zerstört ist. Ein solches scheinbar unbedeutendes Vorkommnis, das aber doch als ein erfreuliches Zeichen gelten darf, schildert eine Zuschrift der „Straßburger Post“ aus der kleinen elsässischen Garnison Bischweiler also: „Heute Nachmittag verließ Leutnant Sohn von der hiesigen Abteilung des unterelsässischen Feldartillerieregiments Nr. 67, ein Sohn des Senatspräsidenten am Oberlandesgericht in Colmar, unsere Stadt, um sich nach dem Truppenübungsplatz in Münster und mit dem Transport am 28. Februar zur Schutztruppe nach Südwestafrika zu begeben. Im Offizierskasino fand vorher eine einfache, aber sehr herzliche Abschiedsfeier statt, an der außer den Offizieren und Beamten der Abteilung Freunde des Scheidenden aus bürgerlichen Kreisen, in denen sich Leutnant Sohn ebenfalls großer Beliebtheit erfreute, teilnahmen. Als Leutnant Sohn dann in der schmutzen Uniform der Schutztruppe das Kasino verließ, spielte die Musik „Muß i denn, muß i denn zum Städtele 'haus,“ und zu seiner Ueberraschung hatten seine sämtlichen Rekruten vor dem Tor Aufstellung genommen, um ihm ein dreimaliges Hurra zuzurufen. Es war ein ergreifender Anblick, als Leutnant Sohn jedem seiner Rekruten die Hand zum Abschiede reichte; gar manchem der jungen Soldaten standen die Tränen im Auge, als sie von „ihrem“ Leutnant Abschied nahmen. Mehrere von ihnen haben

sich ohne Aufforderung freiwillig zur Schutztruppe gemeldet und gebeten, mit ihrem Leutnant nach Afrika ziehen zu dürfen. Das gesamte Offizierkorps gab dem Scheidenden bis zum Bahnhof das Geleite. Als der Zug abfuhr hörte ich aus den zahlreich hinter der Bahnsperre versammelten Leuten aus dem Volke eine schlichte, ältere Frau die einfachen, aber vielsagenden Worte äußern: „Ich han e au gekennt; es ische gar articher Herr g'sinn!“

### Unterhaltendes.

## Meine offizielle Frau.

Von Col. Richard Henry Savage.

(Fortf.)

(Nachdruck verboten.)

Und zu einem solchen Riesen spricht man im Diminutiv,“ sagte ich, an der muskulösen, sechs Fuß hohen Gestalt hinablickend.

„So nennen ihn die Damen am liebsten,“ bemerkte Boris.

„Ja,“ sagte der junge Gardeoffizier lachend, „meine Feinde reden mich mit Alexander und meine Freunde mit Sascha an und ich hoffe, Sie, Oberst, werden sich unter die letzteren rechnen.“

„Und ich auch,“ sagte Helene, die diese Bemerkung noch aufgefangen hatte, während sie eintrat.

„Das will ich hoffen, Frau Cousine,“ rief Sascha und gab meinem offiziellen Weib mit dem Augestüm der Jugend und der Kühnheit des Gardeoffiziers einen Kuß, der für einen vetterlichen viel zu leidenschaftlich war.

Diese landesübliche Begrüßung wurde von Boris etwas weniger feurig wiederholt.

Es war unzweifelhaft, daß die männerberückende Schönheit der Frau Lenox, alias Gaiues, geb. Vanderbill-Astor bereits die Augen der beiden und vielleicht das Herz des einen der Herren erobert hatte, die jetzt vor ihr standen und sie bewundernd betrachteten.

„Also das ist die Großmama?“ sagte Sascha und lachte, während Helene die Herren aufforderte, wieder Platz zu nehmen.

„Kein Wunder, daß wir schon in der Oper von Ihnen gehört haben, Laura!“ rief Boris mit feemännischer Offenheit.

„In der Oper? Wer sprach denn von mir?“ fragte Helene, die sofort auf den Namen meiner Gattin im fernem Paris hörte, was ich mit innerem Aerger bemerkte.

„O, Palikoff vom Preobrajensky'schen Regiment und auch Fürst Oborevsky, die euch auf dem Bahnhof getroffen haben,“ bestätigte der Offizier. „Der alte Fürst sagte: ‚Ich habe auf dem Bahnhof ein Weib getroffen, das nach zwei Tagen Eisenbahnfahrt noch schön war!‘“

„Wie muß sie erst bei ihrer Abreise ausgeehen haben!“ rief Boris aus.

„Dies zu sehen, bin ich hergekommen,“ bemerkte Sascha mit einer tiefen Verbeugung vor der leicht errötenden Helene. „Und wenn ich nun bedenke, daß ich Sie schon vor zwei Stunden auf dem Bahnhof hätte sehen können, wenn ich nicht im Dienst gewesen wäre,“ fuhr Sascha, wie im Selbstgespräch fort.

„Wären Sie wirklich auf die Bahn gekommen, um mich zu empfangen?“ rief Helene. „Wie reizend von Ihnen!“

„Hoffentlich auch, um Prinzess Dostia Palizyn, seine Braut, zu begrüßen,“ schol-

tete Boris ein, weil e Erinnerung ihm einen zornigen Blick seines Bruders eintrug, dessen Augen sich aber sofort wieder mit zärtlicherer Leidenschaft auf die Dame richteten, deren Augensterne ihm Antwort zu geben schienen.

Nun legte ich mich ins Mittel, denn dieses Scherwenzeln und Augenspiel und die verwandtschaftliche Vertraulichkeit zwischen diesem schönen Gardeoffizier und „meiner offiziellen Frau“ gefielen mir durchaus nicht. Allein obgleich ich eine allgemeine Unterhaltung in Gang zu bringen suchte, bildeten sich sehr gegen meinen Willen zwei Gruppen: auf der einen Seite des Tisches unterhielt ich mich mit Boris und auf der andern Seite plauderte Helene mit Sascha, der sich neben ihr auf einem Sofa niedergelassen hatte.

Ueber was sie sprachen, kann ich nicht genau sagen, aber das weiß ich, daß ihre Unterhaltung, die mit frivolem Lachen und Scherzen begonnen hatte, bald einen sehr vertraulichen Charakter annahm und in flüsterndem Ton geführt wurde, wobei Helene dann und wann ihre schneeweißen Schultern zuckte und er ihr Blick zuwarf, die er offenbar für ganz unwiderstehlich hielt.

Unter meinen eigenen, entrüsteten Augen fing meine offizielle Neuvermählte ganz gehörig zu kokettieren an. Währenddessen begann mir Boris — soweit meine verletzten Gefühle mich ihn verstehen ließen — interessante Einzelheiten aus dem Leben meiner Tochter in Rußland zu berichten und auch einige Anekdoten von Constantin Weletsky zu erzählen, den er den „vornehmsten, alten Russen aus der Zeit Alexanders des Zweiten“ nannte und von dem er sagte: „Sie werden ihn so lieb gewinnen wie ich, sobald Sie ihn ebenso gut kennen.“

Dann erhob sich dieser junge Mann, um zu gehen — wohl weil er meine Zerstretheit bemerkte und diese dem Benehmen seines Bruders meiner Frau gegenüber zuschrieb, wie ich aus dem strafenden Blick entnahm, den er ihm zuwarf, vielleicht aber auch, weil er die Unterhaltung mit mir nicht so fesselnd fand, wie sein Bruder die mit der Dame, neben der er so vertraulich auf dem Sofa saß. Als Boris sich zum Gehen anstaltete, teilte er mir noch etwas mit, was mich furchtbar erschreckte.

Vielleicht haben Sie noch nicht gehört, daß Marguerite übermorgen von ihrer Besitzung in Njasan abreißt?“ sagte er.

„Meine Tochter reißt übermorgen ab!“ rief ich aus und sprang mit einer Aufregung auf, die er für Freude hielt.

„Ja und in drei Tagen wird sie hier sein. Ich dachte mir, daß diese Nachricht Sie beglücken würde, denn Sie haben sie ja beinahe zwei Jahre nicht mehr gesehen,“ sagte er und griff nach Hut und Mantel.

Sein Bruder schien ihm nur widerwillig zu folgen und sagte: „Morgen spreche ich wieder vor, meine schöne Cousine und hoffe, Ihnen auch die Herrlichkeiten Petersburgs zeigen zu dürfen. Ich komme dann allein und bringe meinen Bruder, der sich nur nach den Vaccarattischen im Jachtklub sehnt, nicht mit, dann kann ich länger bleiben.“

„Das Vaccarat im Jachtklub — ja, das ist leider deine Leidenschaft, Sascha,“ entgegnete Boris und fuhr dann zu mir gewendet fort: „Constantin hat Sie in

diesem Klub eingeschrieben. Ich hoffe, wir werden recht vergnügte Stunden zusammen verleben, Oberst.“ Damit drückte er mir herzlich die Hand, und verbeugte sich freundlich vor der gnädigen Frau. Sascha verabschiedete sich bei mir in derselben Weise, aber meiner Gattin gab er wieder einen verwandtschaftlichen Kuß, wofür ich ihn innerlich zu allen Teufeln wünschte, obgleich ich durch die Gewißheit der Reise meiner Tochter nach St. Petersburg und den Gedanken an die Entdeckung, die für mich und das Weib an meiner Seite daraus folgen mußte, viel zu aufgeregert war, um auf die Erörterung dieser neuen Phase in meinen offiziellen Flitterwochen viel Zeit verwenden zu können.

Sobald die Schritte der jungen Männer verhallt waren, flüsterte ich Helene zornig zu: „Schon wieder haben Sie gewagt, auf den Namen Laura, den Namen meiner Frau zu antworten.“

„Verzeihen Sie“, erwiderte das schöne Weib, „aber es ist um unsrer Sicherheit willen unumgänglich nötig, daß ich Ihren Namen führe; wollen Sie aber Ihrem Zorn Luft machen, lieber Arthur, so schließen Sie, bitte, vorher die Tür, denn Sie könnten ihre Stimme erheben und uns dadurch zu Grunde richten.“

Hestig warf ich die Tür ins Schloß und sagte höhnisch: „Vermutlich möchten Sie, daß auch ich Sie Laura nenne?“

„Es wäre jedenfalls viel, viel sicherer! Aber vielleicht können Sie sich mit Ihrem Gewissen dadurch abfinden, daß Sie, wenn Sie mich Helene nennen, Ihren Angehörigen sagen, das sei Ihr Kosenamen für Ihre Frau.“

„Mein Gewissen,“ rief ich. „Was hat denn das mit der Sache zu tun?“

Durch diese Frage verlegen gemacht, stammelte sie: „Ich hoffe, daß es etwas damit zu tun hat — in Ihrem Fall.“

„Nur in Beziehung zu andern,“ entgegnete ich verächtlich. „Morgen kommt die Frau Constantin Weletsky, um Ihnen einen Besuch zu machen; morgen werden wir unter seinem Dach bewirtet und Sie dort als meine Frau und als die Mutter meiner Tochter geehrt werden. Das darf nicht geschehen, ehe ich Constantin die ganze Sachlage auseinandergesetzt habe.“

„Das führt unfehlbar zu seinem oder Ihrem Verderben,“ antwortete Helene rasch. „Als Regierungsbeamter und als Untertan des Zaren wäre er verpflichtet, die Polizei sofort vor allem in Kenntnis zu setzen. Tut er dies nicht, will er seinen Gast und Verwandten nicht verraten, so wird er ein Verbrecher gleich uns; sein Name wird aus dem Adelsregister gestrichen und sein Vermögen eingezogen — unser Untergang bringt dann auch den seinen mit sich.“

Die Richtigkeit dieser Bemerkungen war nicht anzufechten; unter solchen Umständen mußten meine Lippen schon aus Rücksicht auf Weletsky versiegelt bleiben.

„Sie werden ihn also noch nicht gleich in Kenntnis setzen,“ spottete sie, „und ich werde noch einen oder zwei Tage Ihre ‚offizielle Frau‘ bleiben?“

„Nein,“ schrie ich, „keine halbe Stunde länger! Meine Ehre gestattet eine weitere Täuschung nicht mehr.“

Ich näherte mich der Tür, zog meinen Ueberzieher an und nahm meinen Hut in die Hand.

(Fortf. folgt.)